

PARI ROEHI MEIN BUNTER SCHATTEN

Lebensweg einer Transgender-Frau

Unter Mitarbeit von Friederike Brost

neues leben

Über das Buch

Par spielt mit Puppen, bestaunt die Mädchen in ihren Kleidern, sitzt am liebsten am Schminktisch der Mutter – doch er ist ein Junge. Im Iran wächst er im Überfluss auf, doch als er vier Jahre alt ist, flüchtet die Mutter allein mit ihren Kindern in die Niederlande. Alles lässt sie hinter sich. In Notunterkünften und einfachen Verhältnissen muss Par früh erwachsen werden. Immer wieder eckt er an, testet Grenzen aus. Als androgynes Mischwesen stürzt er sich in das wilde Amsterdamer Nachtleben, zieht zu Hause aus und beginnt, für internationale Nachwuchsdesigner zu modeln. Nebenbei besucht er regelmäßig die psychologische Beratung des Transgender-Zentrums, und ihm wird immer klarer, dass er nie als Mann leben möchte, sondern dass er ein Mädchen ist, genau wie seine Freundinnen. Mit neunzehn schließlich wird er durch eine Operation auch körperlich zur Frau. Par ist nun Pari. Und sie ist bei sich angekommen.

Über die Autorinnen

Pari Roehi, geboren 1989, wuchs im Iran und in den Niederlanden auf. Nach dem Abitur arbeitete sie als Model, als Hostess im »Jimmy Woo«, als Performance-Künstlerin und Moderatorin. 2008 ließ sie eine geschlechtsangleichende Operation zur Frau vornehmen. Heute lebt sie in Berlin, spricht sechs Sprachen, ist ein YouTube-Star und engagiert sich für Kinder mit Transgender-Identität.

Friederike Brost, geboren 1971, studierte Journalistik und arbeitete als Autorin u. a. für »Bild«, »Freundin« und »Hamburger Abendblatt«. Als TV-Redakteurin und Producerin realisiert sie bis heute zahlreiche Beiträge für »Stern TV«. Sie lebt in Köln.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Zur Wahrung der Persönlichkeitsrechte wurden im Buch einige Namen geändert.

Das Buch enthält einen Bildteil mit 29 Fotos.

ISBN Print 978-3-355-01851-7

ISBN eBook 978-3-355-50036-4

© 2016 Verlag Neues Leben, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag,

unter Verwendung eines Fotos von Robertina Jenö

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

PROLOG

Wenn ich Leuten meine Geschichte erzähle, denken sie oft, ich sei am Tag meiner Operation zur Frau geworden. Als wäre ich nur eine Hülle, ein Auto oder so, das man von Blau auf Rot umlackiert. Dabei ist es mein ganzes Leben, das mich zu der Frau gemacht hat, die ich heute bin. Niemand wird durch chirurgische Eingriffe zu einem anderen Menschen, auch wenn man sich das manchmal wünscht. Zuerst muss man wissen, wer man ist.

Ich bin im Körper eines Jungen geboren, aber ich habe mich immer weiblich gefühlt. Mit fünfzehn lackierte ich meine Nägel, weil ich es toll fand, mich schön zu machen. Meine Genitalien haben nichts damit zu tun, ob ich mich als Mann oder als Frau empfinde.

Trotzdem war der Tag meiner Operation so wichtig für mich wie kaum etwas vorher. Ich hatte lange darauf gewartet. Über fünf Jahre war ich jeden Monat allein zu den Psychologen der Transgender-Klinik gefahren, eine Stunde mit der Bahn von Bilthoven bis Amsterdam. Meine Mutter hatte einfach keine Zeit dafür, und überhaupt war sie der Meinung, wir Kinder müssten uns selbst um das kümmern, was wir erreichen wollen.

Mich trieb der tiefe und feste Wunsch, dass die Ärzte meinen Körper verändern, damit ich endlich auch im Spiegel die Person sehen konnte, die ich in meinem Inneren längst war.

Mit neunzehn Jahren also lag ich in einem Krankenhausbett und wartete auf den Eingriff. Ein paar Monate vorher hatte ich mit den Drogen Schluss gemacht, aufgehört zu trinken – es gab ja ein großes Ziel in meinem Leben.

Schwierige Jahre lagen hinter mir, in denen mich Mitschüler täglich als schwule Sau beschimpft hatten und mein Stiefvater mich mit Schlägen traktierte. Mit fünfzehn verließ ich zum ersten Mal mein Elternhaus und ging im Partydschungel von Amsterdam fast unter. Ich versuchte, als Frau zu leben, und blieb doch in den Augen vieler Männer nur ein Freak. Ich war ihr dunkles Geheimnis, aber keine Partnerin, die man seinen Freunden vorstellt. Immer wieder gab es Kerle, die mir überhaupt keinen Respekt entgegenbrachten. Die mich benutzten und mit denen ich Begegnungen erlebte, nach denen ich mich einfach nur wertlos, ausgenutzt und leer fühlte. Es ging ihnen gar nicht um mich, sondern nur um ihre eigenen Fantasien.

Heute bin ich für alles dankbar, was ich erlebt habe. Eine Transgender-Frau zu sein lässt mich Dinge sehen, die anderen verborgen bleiben.

Ich wünsche mir, dass dieses Buch jungen und älteren Menschen die Augen öffnet für das, was mir passiert ist. Ich wünsche mir Toleranz und Offenheit für eine neue Generation. Und ich wünsche mir, dass jeder, der in seinem Leben durch Krisen egal welcher Art gehen muss, immer jemanden findet, der ihm oder ihr sagt: Verlier nicht die Hoffnung. Niemals.

DAS WEISSE KLEID

Manchmal denkst du, du hast es selbst in der Hand, wer du bist und wer du sein wirst. Irgendwann realisierst du jedoch, dass du immer etwas von deinen Eltern in dir trägst, ob du willst oder nicht. Deshalb beginne ich meine Erzählung in der Zeit, als die beiden Menschen zusammenkamen, die mich zehn Jahre später in die Welt setzen würden.

Es war 1979 und der Iran ein modernes Land, in dem Frauen Miniröcke tragen und Richterinnen werden durften. Bald sollte die Revolution alles ändern, aber noch war davon nichts zu spüren.

Meine Mutter heißt Kobra, das ist persisch und bedeutet »die Größte«. Sie hat zwei ältere Brüder und Schwestern und war eine wirklich schöne junge Frau mit dichten schwarzen Locken und ganz heller Schneewittchenhaut. Mit neunzehn Jahren studierte sie an der Universität von Rascht Ökonomie.

»Ich saß in einem goldenen Käfig«, sagt Mama, wenn sie mir von dieser Zeit erzählt. Ihre Eltern waren konservativ, religiös, ultrastrang, sie hatten viel Geld und kontrollierten genau, was ihre Töchter taten. »Wir Mädchen durften uns nur an drei Orten aufhalten: zu Hause, auf dem Markt – oder an der Universität.« Wenn sie das Haus verließ, musste sie ein Kopftuch tragen. »Als junges Mädchen fand ich das furchtbar, aber Vater hat darauf bestanden, denn er legte Wert auf Tradition. Dabei sah man damals überall auf den Straßen neueste Mode und geschminkte Frauen. Sobald ich also um die erste Ecke gebogen war, nahm ich das Tuch ab, malte mir die Lippen an und fühlte mich frei wie die anderen Mädchen.«

Wenn Mama von sich in früheren Jahren erzählt, erkenne ich darin sofort Züge von mir selbst wieder. Wir teilen zum Beispiel das Interesse für Mode; vor allem aber sind wir uns wohl ziemlich ähnlich, wenn es um die Eigenwilligkeit geht.

Einmal sah mein Großvater, wie sie ohne Kopftuch die Straße entlanglief. Er hielt mit dem Auto neben ihr. »Ich habe dir das Tuch nicht gekauft, damit du deine Bücher damit abstaubst!«, rief er und sah sie streng an, was Mama nicht weiter beeindruckte.

»Das entscheide ich selbst. Es ist *deine* Religion, nicht meine«, erwiderte sie, streckte trotzig das Kinn vor und akzeptierte wortlos den Hausarrest, den er ihr aufbrummte. Auch darin sind wir uns ähnlich – statt zu gehorchen, nehmen wir unangenehme Konsequenzen in Kauf.

Eigentlich träumte Mama davon, Stewardess zu werden. Sie wollte einen modernen Beruf ausüben und in der Welt herumkommen. Die meisten jungen Leute lebten damals wie Europäer, gingen aus und tanzten in Discos.

In dieser Zeit kam mein Vater Reza nach Rascht. Er war zweiundzwanzig Jahre alt und stammte aus einfachen Verhältnissen, hatte sich aber beim Militär hochgearbeitet. Und er wollte eine Frau. Mein Großvater war bekannt in der Stadt, und Reza hörte, dass er schöne Töchter hätte – die jüngste aber sei die hübscheste. Er sprach bei meinem Großvater vor, und es wurde ein Treffen arrangiert. Hätten meine Eltern je versucht, ohne mein Zutun einen Mann für mich auszusuchen, ich hätte sie zum Teufel geschickt! Im Iran aber war es damals üblich, dass Ehen von Eltern und Verwandten organisiert wurden, gerade in religiösen, traditionsbewussten Familien. Immerhin war mein Großvater so fortschrittlich, es letztlich seiner Tochter zu überlassen, ob sie Ja zu diesem Mann sagte.

Das erste Treffen meiner Eltern muss völlig unromantisch gewesen sein. »Reza und ich saßen uns an einem riesigen Holztisch im Haus meiner Eltern gegenüber. Miteinander geredet haben wir kaum. Aber er sah mich immer wieder an und versuchte, seine Hände ruhig zu halten«, erzählt Mama. »Er hatte braune Locken und so ein hübsches Gesicht. Dein Vater war wirklich ein gut aussehender Mann, Pari.«

Reza sprach von Reisen nach Amerika und Europa, die das Militär ihm ermöglichen würde. Damals dachte Mama, mit ihm würde sie die ganze Welt entdecken. Sie wollte weg aus der Enge ihres Elternhauses.

Sie sahen sich wieder, immer im Haus der Verwandten, und begannen zu flirten. Das sei aufregend gewesen und habe sich erwachsen angefühlt, sagt Mama. Meinem Onkel Hassan gefiel Reza allerdings nicht. »Der ist kein guter Mann, warte auf einen besseren!«, riet er seiner kleinen Schwester. Aber Mama war schon total verliebt in Reza, himmelte ihn durch eine rosarote Brille an, und zwei Monate später heirateten sie. Sie gab ihr Studium auf – und einem Zweiundzwanzigjährigen, mit dem sie noch keine Minute allein gewesen war, ihr Jawort.

Mama hat ein Foto von ihrer Hochzeit aufgehoben. Als ich es zum ersten Mal sehe, fällt mir sofort auf, wie böse sie guckt. »Dein Vater zwinkerte einer anderen zu, während er mit mir einen Tango tanzte«, erklärt sie ihren Gesichtsausdruck. »Alle hatten mich davor gewarnt, Nahid, dieses Flittchen, einzuladen«, seufzt Mama. »Diese Frau kannte keine Grenzen. Dauernd nahm sie Männer mit nach Hause, und alle redeten darüber. Die hat gemacht, was sie wollte.«

»Warum hast du sie denn dann eingeladen?«, frage ich.

»Ich wäre gern mehr so gewesen wie sie, verstehst du? Auch ich hätte manchmal gern so viele Freiheiten gehabt.«

Nahid war die erste Frau, auf die meine Mutter eifersüchtig war. Aber damals war ihr noch nicht klar, in welchem Ausmaß mein Vater es genoss, andere Frauen zu verführen.

Meine Eltern lebten nach ihrer Heirat in einer großzügigen Wohnung mit teuren Möbeln, hatten Geld und waren gesellschaftlich angesehen. In den ersten Jahren ihrer Ehe wurde der Iran zur islamischen Republik. Das Leben veränderte sich, alle Frauen trugen nun in der Öffentlichkeit Kopftücher. Der erste Golfkrieg brach aus, und mein Vater machte eine rasante Karriere bei der Marine. Er war kein einfacher Soldat, sondern ein Planer, ein Architekt des Krieges. Zu den Kriegsschauplätzen fuhr er nur, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Ein einziges Mal geriet er in Gefahr, als er mitten unter den Soldaten stand. Er sollte Wache halten, musste pinkeln und ließ sich von einem Kameraden ablösen. Als er zurückkam, war der Mann tot. Erschossen von den Irakern. Auch später ist er aus Situationen heil herausgekommen, die ihn eigentlich das Leben hätten kosten können.

Meine Eltern wünschten sich schon länger ein Kind, aber im Krieg wollte meine Mutter nicht schwanger werden. Sie half zwei Jahre freiwillig im Krankenhaus, schnitt den Verwundeten Kugeln aus dem Leib und hielt den Soldaten, die Alpträume vom Krieg hatten, die Hand.

»Mein Kittel war morgens weiß und abends rot vor Blut«, erzählt sie.

Erst nach sechs Jahren Ehe, kurz vor Kriegsende, wurde mein Bruder geboren. Meine Eltern nannten ihn Pedram, »der Erfolgreiche«. Er war ein zufriedenes Baby, das meine Mutter sehr glücklich machte. Die drei hätten eine richtige Familie sein können, doch mein Vater drückte sich vor dem Leben mit Frau und Kind, so oft es ging. Er wollte raus, zu anderen Frauen, auf

Partys. Er wollte immer mehr, von allem. Vielleicht ist das etwas, was ich von ihm geerbt habe.

Mama hörte wirklich beunruhigende Geschichten über Reza. Mal erzählte eine Freundin, mal eine von ihren Schwestern, wie sie ihn im Haus dieser oder jener Frau hatten verschwinden sehen. Mama wusste genau, wie charmant er sein konnte. Wie kleine Tropfen Gift brachten die Gerüchte Misstrauen und Eifersucht mit sich.

»Ich wusste einfach nicht mehr, ob ich ihm vertrauen kann«, sagt meine Mutter, »deshalb habe ich angefangen, ihn genau zu beobachten, wenn wir zusammen ausgingen.« Auf einer Dinnerparty sah sie dann, wie er einer Frau am Tisch lange und tief in die Augen blickte, viel länger als angebracht. Und als die andere sich zur Seite drehte, sah Mama etwas zwischen ihren Haaren hervorblitzen. Es war ein eleganter, goldgefasster Perlenohrring. Die lächelnde junge Frau da am Tisch trug genau den gleichen Schmuck, den Reza ihr vor einer Woche geschenkt hatte. Sie kam ins Grübeln: Hatte *er* der Fremden die Ohrringe geschenkt? Waren die beiden ein Liebespaar?

Irgendwo zwischen ihrem Hirn und ihrem Herzen wusste sie, dass ihrem Mann eine einzige Frau niemals genug sein würde. Aber sie konnte nicht mehr zurück. Eine Ehe im Iran ist für immer, bis einer von beiden stirbt. Und eine Scheidung zerstört alles: die Familie, den Ruf, die Ehre.

Eines Abends, als Mama dabei war, das Essen vorzubereiten, nahm Reza die Autoschlüssel.

»Wo gehst du hin?«, rief sie ihm nach. »Ich muss noch die Einkäufe aus dem Wagen holen!« Er murmelte etwas von Problemen bei der Arbeit und sah sie nicht einmal an. Sie glaubte ihm nicht und lief ihm misstrauisch auf die Straße hinterher. Reza saß schon im Auto, als sie die hintere Tür öffnete, um das Gemüse vom Rücksitz zu holen. »Wo fährst du hin?«, schrie sie dabei

wütend. Mein Vater stieg aus. »Das geht dich nichts an, Schlampe«, sagte er kalt, und bevor Mama sich aufrichten konnte, schlug er ihr mit einem kurzen, festen Stoß die Autotür gegen den Kopf. Die metallische Kante traf ihre Stirn. Sie fühlte, wie das Blut ihr Gesicht hinunterlief. Er fuhr weg, während sie mit der Hand versuchte, die Blutung zu verstecken. Niemand sollte sehen, was passiert war, vor allem nicht ihr kleiner Sohn.

Am nächsten Tag redete sie mit ihren Schwestern und ihrer Mutter darüber, was ihr Mann ihr angetan hatte. Sie wollte sich scheiden lassen, doch ihre Mutter rief aufgebracht: »Das kannst du nicht tun, Kobra, denk an die Schande! Du zerstörst nicht nur dein Leben, sondern auch unseres!« Also blieb sie. Das ist der Respekt, den wir Perser vor der Familie haben.

Noch ein Kind wollte Mama auf keinen Fall haben. Reza aber drängelte: »Pedram soll nicht als Einzelkind aufwachsen, er braucht ein Geschwisterchen.«

»Wenn du noch ein Kind bekommst«, meinte meine Großmutter, »wird es sicher besser. Er wird sich ändern.«

Mama wollte daran glauben und gab schließlich nach. Das war mein Glück.

Es war ein warmer Nachmittag, als ihr in einer teuren Privatklinik der Bauch aufgeschnitten wurde, um mich auf die Welt zu holen. Während bei der Geburt meines Bruders alles prima gelaufen war, gab es diesmal ein mittleres Drama. Der Arzt verpasste ihr eine falsche Spritze, so dass sie fast gestorben wäre. Eigentlich wäre es mir lieber gewesen, Mama hätte mir das nie erzählt. Kein Kind hört gern, dass es seine Mutter fast umgebracht hat. Es schien nicht einfach mit mir zu sein, vom ersten Tag an.

Es war der 10. April 1989. Ich wurde als Parham Robabe geboren, was »schimmernder Mond« bedeutet, in Rascht, wo meine Eltern nach einigen Umzügen

wieder gelandet waren. Die Stadt hat heute weit über eine halbe Million Einwohner und liegt im Norden des Iran zwischen Kaspischem Meer und Elburs-Gebirge. Das Klima ist viel milder als im Rest des Landes.

»Du hast wie am Spieß gebrüllt, wenn du Hunger hattest«, erzählt Mama. »Eigentlich hast du immer sehr laut und ausdauernd geschrien. Du warst ein schlimmes Baby, ehrlich!«, stöhnt sie noch heute.

Mama nahm Pedram und mich oft mit zum Einkauf. Das fanden wir großartig. Auf iranischen Märkten gibt es alles: Obst, Gemüse und Fleisch, auch Spielsachen und unglaubliche Mengen von Süßigkeiten. Ich war verrückt danach. Da gab es so eine Schokoladencreme aus der Tube, die ich besonders liebte. Das süße Zeug hieß »Cinderella« und klebte auf angenehme Weise die Zunge am Gaumen fest. Wann immer ich es haben wollte – ich bekam es.

»Einkauf mit dir war die Hölle«, erinnert sich Mama. »Du wolltest wirklich immer das Größte und Teuerste haben.«

Natürlich wollte ich das – ich war ja ziemlich verwöhnt. Kleinkinder werden im Iran unglaublich verhätschelt, und zwar von der ganzen Familie, von Eltern, Tanten und Großeltern. Und wir hatten immer für alles genug Geld. Ich besaß massenhaft Spielsachen. Wenn ich eine neue Barbie haben wollte, bekam ich sie. Mama freute sich, wenn sie sah, wie viel Spaß es mir machte, die Puppen an- und auszuziehen. Es störte sie überhaupt nicht, dass ich Mädchenspielzeug liebte. Hauptsache, sie hatte ein zufriedenes Kind.

Dass manchen Leuten nicht egal war, ob ich mich wie ein Mädchen verhielt oder eher wie ein Junge, wurde mir erst im Kindergarten klar. Damals lebten wir gerade in Sirjan, im Süden des Iran. Viele Araber wohnten hier. Die Frauen trugen traditionelle Kleidung und einen Kopfschleier mit einer spitzen Goldmaske, hinter der

man nur die Augen sieht. Ein wunderschöner Schmuck. Ich weiß noch, dass mich Mama immer warnte: »Wenn du böse bist, holen sie dich«, aber ich hatte niemals Angst vor den geheimnisvollen Goldfrauen.

Am ersten Tag in meinem neuen Kindergarten durften wir Kleinen miteinander spielen, während die Mütter Tee tranken und quatschten. Ich hatte eine weite Jeans mit einem bunten Schmetterling an, dazu einen hellgelben Pulli. Mama steckte mich nie in typische Jungsklamotten. Am zweiten Tag aber sollte ich ein steifes Hemd mit Krawatte und eine kratzige schwarze Hose tragen. Das war die vorgeschriebene Uniform. Doch wozu sollte dieses Stoffding am Hals gut sein? Es war viel zu warm und würgte mich.

Das unbequeme, hässliche Zeug fand ich furchtbar. Sobald meine Mutter gegangen war, nahm ich einem jüngeren Mädchen kurzerhand die Strumpfhose weg und zog sie an. Der Stoff war herrlich weich auf meiner Haut, es fühlte sich wirklich angenehm an. Doch plötzlich packte mich die Erzieherin am Arm und steckte mich schimpfend wieder in die Uniform. Danach musste ich draußen vor der Tür auf einem Schemel sitzen. Sie rief meine Mutter an.

Weinend wartete ich. Ich hatte keine Ahnung, was ich falsch gemacht hatte. Ich fand es wahnsinnig ungerecht, dass ich so streng behandelt worden war, und verstand nicht, was so schlimm daran sein sollte, die Anzieh-sachen zu tauschen. Als Mama kam, schrie sie die Frau vom Kindergarten an, die noch lauter zurückkeifte. Ich hielt mir die Ohren zu. Dann nahm mich Mama endlich in den Arm, und wir gingen zum Auto. Ich war wirklich froh, aus dieser komischen Anstalt wegzukommen.

Als mein Vater hörte, was passiert war, bekam er ein richtig rotes Gesicht. »So geht das nicht, nicht mit meinem Kind!«, schimpfte er, verzog sich in sein Arbeitszimmer und tätigte einige Anrufe. Am nächsten Tag

kam uns zu Ohren, dass in der Einrichtung Strom und Wasser abgestellt worden waren. Offensichtlich reichte der Einfluss meines Vaters als Militär sehr weit. Einige Zeit später musste der Kindergarten sogar schließen. Ich ging nie wieder dorthin.

Im Sommer, als die Hitze unerträglich wurde, reiste meine Mutter mit uns Kindern für drei Monate nach Teheran zu ihrer Schwester Zahra. Die Ferien im Haus meiner Tante waren voller Leben. Sie hatte vier Kinder, die alle älter waren als wir, und mit uns spielten und herumtobten. Zahra besaß ein kleines knallrotes Auto. Ich liebte es, wenn wir damit zum Markt fuhren. Auf der Rückbank quetschten sich mehrere Kinder nebeneinander, und vorne plauderte und lachte meine Mutter mit ihrer Schwester.

Während wir in Teheran schöne Ausflüge machten, nutzte mein Vater unsere Abwesenheit, um in Ruhe seine Affären zu pflegen. Es macht mich traurig, wenn ich mir vorstelle, wie er meine Mutter betrogen hat. Sie hatten gemeinsam Kinder, und er trat das alles mit Füßen.

Als wir nach Hause zurückkamen, war es für Mama schlimmer als je zuvor. Mein Vater ging einfach weg, wann es ihm passte, und sie saß zu Hause, quälte sich mit ihren Fantasien und wartete.

Ich frage mich heute, ob Reza wohl gedacht hat, es sei sein Recht, sich so zu verhalten. Und was ihn dazu gebracht hat, Mama derart schlecht zu behandeln. Ob es der Druck war, den er als Marineoffizier gespürt haben muss? Diese Fragen konnte ich ihm leider nie stellen. Doch auch wenn er sich als Ehemann ungerecht verhielt, war er nett zu uns Kindern und hat uns nie geschlagen.

Ich war noch keine drei Jahre alt, als sich Mama zum ersten Mal entschloss, meinen Vater zu verlassen.

Zufällig hörte sie, wie er mit einer Frau telefonierte und der unbekanntem Geliebten versprach, ihr dieselbe Kette zu kaufen wie seiner Frau. Mama dachte an die Ohrringe auf der Dinnerparty. Das Telefonat bestätigte, was sie sowieso schon längst vermutet hatte: Auch die Fremde mit dem Ohrschmuck war eine Geliebte meines Vaters gewesen.

Einerseits wollte sie weg von ihm, andererseits wusste sie, dass das nicht so einfach war. Sie würde uns nicht mitnehmen können. So ist die Rechtsprechung im Iran: Verlässt eine Frau ihren Mann, bleiben die Kinder bei ihm. Für Mama war das eine schreckliche Vorstellung. Doch als mein Vater wieder einmal mitten in der Nacht nach Hause kam, den Kragen voller Lippenstift, fuhr sie ihn an: »Wo warst du schon wieder?«

»Das geht dich gar nichts an!«, schrie er zurück.

»Ich weiß genau, was du getan hast, gib es doch wenigstens zu!«

Zwischen den beiden entbrannte ein Riesenstreit. Es ging sehr laut und sehr heftig zu. Dieses Mal schlug er sie zwar nicht, aber am nächsten Morgen hatte sie ihren Entschluss gefasst. Sie rief ihn im Büro an und fragte, wann er nach Hause käme. Sie tat so, als wäre der Streit vom letzten Abend vergessen.

»Heute komme ich früh, so gegen fünf Uhr«, sagte mein Vater.

Mama packte einen kleinen Koffer, machte uns Kindern wie jeden Tag Frühstück, brachte meinen Bruder zur Vorschule und spielte dann zu Hause mit mir. Es gab früh Abendessen. Sie sagte der Nanny, sie solle uns schon die Pyjamas anziehen, und verabschiedete sich. »Ich gehe noch mal los. Ich kaufe einen Tisch.« Sanft streichelte sie mir über den Kopf. Während wir mit der Nanny spielten, schlich sie in den Garten und versteckte sich hinter einem Baum. Dort wartete sie, bis sie meinen Vater ins Haus gehen sah. Sobald sie wusste,

dass wir in seiner Obhut waren, nahm sie ihren Koffer und floh zu ihrer Schwester nach Teheran.

Heute weiß ich, warum ich so oft Angst habe, dass mich Menschen, die mir viel bedeuten, verlassen könnten. Wie Mama, die doch nur einkaufen gehen wollte und dann nicht wiederkam. Wie sollte ein kleines Kind das verstehen, das von der Verzweiflung einer unglücklichen Ehefrau nichts wusste, sie höchstens erahnen konnte?

Der Verlust unserer Mutter traf Pedram und mich plötzlich, schmerzhaft und unvorbereitet. Mama war die allerwichtigste Person für uns; ein Leben ohne sie lag vollkommen außerhalb unserer Vorstellungskraft. Es gab niemanden, der uns erklären wollte, warum sie nicht zurückkam. In den ersten Tagen dachte ich noch, sie würde ganz bestimmt gleich zur Tür hereinkommen, wie immer, wenn sie mal kurz weg gewesen war. Aber Wochen und Monate vergingen, in denen wir nichts von ihr hörten. Wir wussten nicht, ob wir sie jemals wiedersehen würden. Mein Bruder hatte in dieser Zeit immerzu Magenschmerzen, und ich erinnere mich noch heute an das furchtbare Gefühl des Verlassenseins, das ich damals noch nicht benennen konnte, ich war ja viel zu klein. Bis heute verstehe ich nicht, wie Mama es übers Herz gebracht hat, uns zurückzulassen.

Später erzählte sie mir, dass sie natürlich mehrfach versucht hatte, uns anzurufen. Aber unser Vater ließ sie nicht mit uns sprechen, so dass sie für uns Kinder wie ausgelöscht war.

Vermutlich stammen die Erinnerungen, die ich an konkrete Erlebnisse mit meinem Vater habe, hauptsächlich aus diesen Monaten, die wir zu dritt verbracht haben. Ich weiß noch, wie sein Rasierwasser roch. Wie er mit mir badete und ich ihn an den Haaren zog, die auf seiner Brust wuchsen. Dass er uns Kindern unsere

Lieblingskekse vor unseren Atari legte, bevor er morgens zur Arbeit ging.

Nach sieben Monaten beschloss meine Mutter, zu ihrer Familie zurückzukehren. »Ich konnte den Schmerz nicht mehr ertragen, den mir die Trennung von euch bereitete«, sagt sie heute. Als sie an einem frühen Morgen ankam, müde und erschöpft von der langen, staubigen Fahrt aus Teheran in den Süden, schliefen wir noch. Sie setzte sich neben unsere Betten und betrachtete uns. Dann bereitete sie das Frühstück vor und weckte uns. Unsere Augen leuchteten vor Glück. Danach brachte sie meinen Bruder zur Schule und nahm mich wieder mit nach Hause. Ich klebte an ihr und wollte ihre Hand den ganzen Tag nicht loslassen.

»Bleibst du jetzt wirklich da, Mama?«, fragte ich immer und immer wieder. Ich hatte unbändige Angst, dass sie wieder verschwinden würde.

Welche Rolle mein Vater an diesem Tag spielte, weiß ich nicht. Ob er bereit war, einen neuen Anfang mit Mama zu versuchen – oder ob er damals schon zu weit weg war, gefangen in einer berausenden Welt aus sexuellen Abenteuern, Macht und Drogen. Seit er ein junger Mann war, rauchte Reza regelmäßig Opium. Dafür konnte man im Iran mit dem Tode bestraft werden, aber das interessierte die Männer nicht, die es taten. Sie machten es zu Hause oder bei Freunden, und sie schämten sich nicht dafür. Oft hat Mama zugesehen, wie mein Vater das Opium mit wichtigen Männern des Regimes rauchte. Es war billiger als Bier, eine richtige Alltagsdroge. Man sah bei den Älteren, wie der Schnurrbart irgendwann gelb statt grau wurde.

Hin und wieder nahm mich mein Vater mit in das Haus seiner Eltern. Dort verzog er sich in einen dunklen Raum im Keller, während meine Großmutter mit mir spielte. Ich hörte, wie aus diesem geheimnisvollen Zimmer ein Geräusch kam, dessen Ursprung ich mir